

Thomas Becket oder die Ehre Gottes

Zu einem Stück von Jean Anouilh*

Von Hubert Thurn SJ, München

Ein seltsames Spiel — und das sei gleich vorweggesagt, ein Spiel voller Hintergrundigkeit, von einem Geschehen geprägt, das (ein Bild sei erlaubt) in zwei Ebenen verläuft, etwas Offenkundiges sagt und zugleich darin und darunter anderes durchscheinen läßt, das ebenso gewichtig — vielleicht sogar manchmal noch gewichtiger ist. So ist zu verstehen, daß dieses Schauspiel ein religiöses Antlitz trägt: „Die Ehre Gottes“ — zugleich aber, beabsichtigt oder nicht, plötzlich immer wieder Tiefen aufreißt, in denen dunkle Mächte und Leidenschaften ihr verwirrendes und dunkles Spiel treiben und es ganz und gar nicht um die Ehre Gottes geht.

Thomas Becket, Erzbischof Primas, der „Held“ des Dramas, sagt einmal bedeutungsschwer: „Auch Heiligkeit ist eine Versuchung“ und: „Man muß nur tun, was einem auferlegt ist, bis zum Ende, sinnlos . . .“. Daß Heiligkeit, Tugend, Rechtschaffenheit von Gefahren umstellt sind, wer wüßte das nicht: Hochmut, Eitelkeit und Selbstgefälligkeit lauern allerwege. Daß das Streben und die Arbeit des Menschen fragwürdig und im Angesichte Gottes wie ein Nichts sind — wer möchte das bezweifeln? Wenn aber ein Mann wie Thomas Becket, der Kämpfer für die Rechte der Kirche und die Ehre Gottes, gegen Ende seines Lebens — es ist ein gewaltsames Ende, das Ende eines Martyrers — eben dieses Leben und seine Treue für die Ehre Gottes als „sinnlos“ bezeichnet, so ist das bestürzend. Sollte das nichts anderes meinen als was vorhin Fragwürdigkeit und Nichtigkeit genannt wurde? Mag sein. Aber sagt es nicht viel mehr? Es sieht so aus, als habe sich Becket, als er das Amt des Primas, wenn auch widerstrebend, annahm, im Ansatz verfehlt, und als sei er trotz aller Treue, selbst der Treue bis in den Tod, ins Leere gegangen und von der Nacht eines Mißverstehens hinweggenommen worden. Oder aber, als habe er erkannt, daß er zwar viel Gutes tat und nicht ablassen konnte, das Rechte, seine Pflicht zu tun, aber ohne Glauben (oder ohne Liebe?), und daß alle Plage deshalb ohne tragenden Grund und darin auch ohne Sinn sei und gewesen sei.

Aber damit ist schon manches über das Spiel gesagt, ehe es selbst gesprochen hat.

Vorgeschichte des Spiels

Jean Anouilh las eines Tages in dem Buch „Eroberung Englands durch die Normannen“ von Augustin Thierry folgende Geschichte:

„Thomas Becket, Gefährte des Königs im Kronrat, beim Vergnügen und auf der Jagd, kämpft gegen die übergroße Macht, die dem englischen Klerus und seinem Oberherrn, dem Erzbischof Primas, von der alten Charta zuerkannt worden war. Ohne Zweifel ist Becket der Freund des Königs — in der üblichen menschlichen

* Jean Anouilh, *Becket oder die Ehre Gottes*. Albert-Langen/Georg-Müller-Verlag, München.

Mischung der Dinge, die uns einem Wesen nahebringen, und der Dinge, die uns von ihm trennen. Auf alle Fälle ist er seinem Herrn und dem Lehnseid, den er ihm geleistet hat, zutiefst treu. Er ist das Kind seiner Zeit, wo die Beziehungen von Mensch zu Mensch — begründet auf gegenseitige Treue — einfach waren.

Der Erzbischof stirbt. Der König zwingt Becket, in der Annahme, damit zum Wohle des Königreichs alles vereinfachen zu können, diese Stellung anzunehmen. Becket warnt ihn: „Es ist Wahnsinn, Prinz, tut es nicht“. Der König bleibt hartnäckig. Becket muß gehorchen. Am Abend seiner Wahl entläßt Becket seine Konkubinen, verkauft sein kostbares Tafelgeschirr, seine Pferde und seine kostbaren Gewänder an einen Juden, zieht eine grobe Wollkutte an, lädt die Armen von der Straße zum Essen ein und beginnt gegen den König zu kämpfen, den er vielleicht noch immer liebt. Er hatte die Bürde des Amtes auf seine Schultern genommen. Dieser lebensfrohe und leichtsinnige Mensch, dieser Realist, der den Klerus für die Rechnung des Königreiches erpreßt hatte, war jetzt für die Ehre Gottes verantwortlich.“

Anouilh meint, rückschauend, er habe das Werk Thierrys nur deshalb gekauft, weil „die Bände in schönes grünes Leder gebunden waren“. Als er jedoch diese Geschichte so beiläufig gelesen hatte, war er „freudig bewegt“. Er schreibt darüber: „Ich habe außerdem nichts mehr gelesen. Das Drama zwischen diesen beiden Männern, die sich so nahe waren, die sich liebten und die von einer großen Sache — einer absurden Sache für den mehr Liebenden von beiden — getrennt wurden, dies Drama hat mir das Stück gegeben. Die Engländer mögen mir das — und einige kabarettistische Scherze, die ich mir nun einmal nicht verneifen kann — verzeihen. Ich habe nicht in Büchern nach dem geschichtlichen König Heinrich geforscht, nicht einmal nach Becket. Ich habe den König geschrieben, den ich brauchte, und den rätselhaften Becket, den ich brauchte. Später wurde ich dann belehrt, daß der gute Augustin Thierry und die Chronisten der Zeit längst von der Geschichtswissenschaft überholt sind. (Denn Fortschritte macht man sogar in der Geschichte, und die Welt der Gelehrten schreitet strahlend und vernünftig der Wahrheit entgegen.) Es scheint, daß Thomas Becket nicht einmal sächsischer Abstammung war — und das war einer der Angelpunkte meines Stückes — er war Normanne . . . Für einen ernsthaften Menschen wäre jetzt alles zusammengebrochen. Aber ich bin ein Mann leichten Sinnes und leichter Hand — eben ein Theatermann. Ich habe beschlossen, daß mir das gleich war. Und Ihnen?“ Soweit Anouilh selbst über sein Stück. Was hat er aus den dürftigen historischen Angaben gemacht?

Das Spiel

Becket ist Sachse, gehört also der Stammbevölkerung an. Der König ist Normanne, der die Sachsen als Unterworfenen verachtet. Aber Becket gelangt beim König in Gunst, denn er ist ein gebildeter junger Mann, dazu reich, im Kriegs- und Jagdhandwerk erfahren, ein Leichtfuß („Ich bin eine sehr leichtfertige Natur“), tapfer und geschickt — wie sein Vater, der als „Kollaborateur“ und auf Grund großen Reichtums von den Normannen sehr geschätzt wurde.

Becket ist der Kumpan des Königs — sie sind unzertrennlich — auf der Jagd, im Kriege, bei leichtfertigen Vergnügungen. Es entsteht so etwas wie eine Freundschaft,

wovon allerdings Becket meint: „Ich bin Euer Diener, Prinz, und Schluß. Ob ich Euch beim Regieren helfe, Euch warm reibe (beim Frottieren, nach dem Bade), für mich ist das alles dasselbe. Es macht mir Freude, wenn ich Euch helfen kann.“ Es sieht nach Zweck und Unverbindlichkeit aus. Anders der König: „Ja, ich liebe ihn . . . Ich hätte ganz England in einen Krieg gestürzt, gegen alle Interessen des Königreiches, wenn es darauf angekommen wäre, dich zu verteidigen, kleiner Sachse.“

Aus diesem wechselseitigen, so verschiedenen Verhältnis ist bereits auf kommende Konflikte zu schließen, und man möchte meinen: das kann nicht gut gehen.

Nun, die Handlung nimmt ihren Verlauf. Der König braucht eines Tages Geld, er will Krieg führen. Er wünscht vom Klerus eine Wehrsteuer, aber die Geistlichkeit, an der Spitze der Primas Erzbischof, weigert sich. Der König sinnt auf Mittel, dem Klerus beizukommen und ihn gefügig zu machen. Er verfällt auf den Gedanken, Becket, seinen Freund, zum Kanzler zu machen. Becket, zunächst erschreckt, fügt sich. Der König präsentiert ihn dem Kronrat — und Becket unterstützt das Ansinnen des Königs. Der König und sein Kanzler fordern gemeinsam die Steuer — die Bischöfe im Kronamt weichen zurück und zahlen.

Der König macht seinen Krieg, in Frankreich; er gewinnt die Schlacht, nach zwei Tagen. Er reitet mit Becket in die eroberte Stadt ein. Dort erhält er die Nachricht, daß der Erzbischof Primas von England gestorben ist: „Wir haben einen Feind weniger“, ruft er Becket erfreut zu. Er faßt den Plan, Becket zum Erzbischof zu machen, weil er glaubt, damit allen Schwierigkeiten mit der Kirche entflohen zu sein. Becket wehrt sich nach Kräften, er fühlt sich dem Amt nicht gewachsen, schlimmer: er weiß, daß er — einmal Erzbischof — eine andere Ehre zu verteidigen hat als die des Königs, die Ehre Gottes. Er wird sogar der Feind des Königs werden müssen . . . Und davor schreckt er zurück. Zudem muß er sein Leben von Grund aus ändern, muß ein armes, keusches Leben führen, dem Vergnügen absagen — kurz: „Für mich ist nur eines unmoralisch, mein Prinz, wenn man nicht zur rechten Zeit tut, was getan werden muß . . .“. Und: „Eines liebe ich bestimmt, mein Prinz, da bin ich sicher, das, was getan werden muß, gründlich und gut zu tun.“

Hier die stürmische Unterredung zwischen dem König und seinem Kanzler:

Der König: Thomas, mein Sohn, ich brauche dich mehr denn je, denn diesmal ist es ernst. Es tut mir leid, daß ich dich um die hübschen Französinen und um die Schlachten bringen muß, Thomas. Aber an unser Vergnügen können wir später denken. Du wirst nach England fahren.

Becket: Ich gehorche Euren Befehlen, Prinz.

Der König: Ahnst du, was dein Auftrag sein wird? (Auf Beckets Gesicht liest man schon die Befürchtung dessen, was nun eintritt.)

Becket: Nein, mein Prinz.

Der König: Du wirst jedem einzelnen Bischof ein persönliches Handschreiben von mir überreichen. Und weißt du, was in diesen Briefen steht, Thomas, mein Bruder? Mein königlicher Wille, daß man dich zum Primas wählt.

Becket: (Plötzlich wie versteinert und bleich, versucht zu lachen): Das ist ein Scherz, mein Prinz? Seht Euch doch den keuschen und frommen Mann einmal an, dem ihr dieses heilige Amt aufbürden wollt. Ein herrlicher Witz! (Der König beginnt zu

lachen, auch Becket lacht schallend und erleichtert.) Ich hätte einen prächtigen Erzbischof abgegeben! Schaut Euch nur meine neuen Schuhe an! Die letzte Mode in Paris! . . .

Der König: Ich pfeife auf deine Schuhe, Thomas . . . noch heute schreibe ich diese Briefe . . .

Becket: (stammelt bleich und starr): Aber ich bin doch noch nicht einmal Priester.

Der König: (entschieden): Du bist Diakon. Du kannst morgen deine letzten Gelübde ablegen und in einem Monat kannst du gewählt werden.

Becket: Aber habt Ihr bedacht, was der Papst dazu sagt?

Der König: Ich bezahle!

Becket: Tut es nicht, mein Prinz!

Der König: Es ist ein Befehl, Becket!

Becket: (steht reglos da — ein Schweigen — leise und ernst): Wenn ich Erzbischof werde, kann ich nicht mehr Euer Freund sein . . . Es ist Wahnsinn, Prinz. Tut es nicht! Ich kann nicht Gott und Euch zugleich dienen.

Der König: Du hast mich noch nie enttäuscht, Thomas. Der einzige, zu dem ich Vertrauen habe, bist du. Ich will es. Du wirst heute abend auf die Reise gehen. Vorwärts jetzt!

Trotz des Widerstandes von seiten der Bischöfe setzt der König sich mit seinem Anliegen auch bei ihnen durch. Später, als die Feindschaft mit Becket zu offenem Ausbruch gekommen ist, gesteht der König: „Ich benötigte dreizehn Wochen Geduld und Strenge, bis ich die kleine, zähe Oppositionspartei überspielen konnte . . .“.

Becket ist nun Erzbischof Primas und steht an der Spitze der Kirche Englands. Gleich nach seiner Amtsübernahme hat er sich allen Besitzes entäußert und die reiche Kleidung des Adligen mit einer Kutte vertauscht. Er lädt vierzig Arme von den Wegen und Gassen zu einem Gastmahl ein. Etwas später begibt er sich auf eine ausgedehnte Visitationsreise.

Der König ist wegen dieser Wandlung seines Freundes beunruhigt. Er beginnt um dessen Anhänglichkeit und Freundschaft zu bangen. Da er ihn schon lange nicht gesehen hat, befiehlt er ihn zu sich. Doch der Erzbischof Primas erscheint nicht. Statt dessen läßt er durch einen Mönch das Siegel des Kanzlers zurückgeben. Der König, schwer gekränkt, dazu von den Frauen des Hofes, der Königinmutter und der Königin, wegen seines „leichtfertig verschenkten Vertrauens“ geschmäht, bricht mit Becket. Dem Bischof von London, dem Todfeind Becket, gesteht er später: „Jetzt hasse ich Becket. Zwischen ihm und mir gibt es nichts Gemeinsames mehr, außer dem Tier, das mir die Eingeweide zerfleischt.“ Gemeint ist die ehemalige Liebe, die zum verzehrenden Haß geworden ist.

Zum offenen Bruch und zur äußeren Feindseligkeit zwischen dem König und Becket kommt es allerdings erst infolge einiger Exkommunikationen, die der Erzbischof über einzelne Anhänger des Königs wegen Eingriffes in die Rechte der Kirche ausspricht. In einem folgenschweren Gespräch will der König Becket zwingen, diese Exkommunikationen aufzuheben:

Der König: Wirst du die Exkommunikation von Guillaume d'Aynesford aufheben und ebenso die anderen, die du gegen meine Leute ausgesprochen hast?

Becket: Nein, mein König, denn ich habe nur diese eine Waffe, um das Kind zu verteidigen, das mir anvertraut wurde, schutzlos und nackt (gemeint sind die Priester und Mönche, denen von normannischen Großen Gewalt angetan worden war).

Der König: Wirst du die zwölf Vorschläge annehmen, die meine Bischöfe in Northampton während deiner Abwesenheit gebilligt haben, und wirst du vor allem auf den mißbräuchlichen Schutz der sächsischen Mönche verzichten, die durch die Tonsur der Leibeigenschaft entflohen?

Becket: Nein, mein König. Meine Pflicht ist es, meine Schafe zu verteidigen, und sie sind meine Schafe. (Nach einer Pause setzt er hinzu:) Und ich werde weder zulassen, daß die Wahl der Pfarrer jemand anders vornimmt als das Episkopat, noch daß ein Geistlicher einer anderen Gerichtsbarkeit untersteht als der der Kirche. Das sind meine Hirtenpflichten, auf die zu verzichten ich kein Recht habe. Die übrigen neun Artikel dagegen nehme ich an, weil ich den Frieden will und weil ihr der König bleiben müßt. Unantastbar bleibt allein die Ehre Gottes.

Becket wird auf einer Synode, die auf Betreiben des Königs einberufen worden ist, angeklagt und verurteilt. Neben den genannten Streitpunkten zwischen dem König und dem Erzbischof spielen bei der Anklage und Verurteilung noch andere Verfehlungen, die verleumderisch vorgebracht werden, eine Rolle: Veruntreuung von Geldern, Eidbrüchigkeit und Blasphemie. Becket stellt sich dem Gericht. Kraft seiner überlegenen Ruhe, seiner moralischen Autorität und — seiner Unschuld wagt niemand, ihn anzurühren, obwohl die unmittelbare Verhaftung im Gerichtssaal geplant war. Unangefochten verläßt er die hohe Versammlung — aber da sein Leben in Gefahr ist, flieht er über Frankreich nach Rom, wo er den Papst bittet, ihn von seinen Amtspflichten zu entbinden. Dieser schickt ihn in ein französisches Kloster. Später kehrt Becket nach erfolgloser Intervention Ludwigs, des Königs von Frankreich, der sich mit dem englischen König nicht verfeinden will, und nach einer dramatischen Aussprache mit diesem nach England zurück. Schon bald darauf wird er in der Kathedrale von Canterbury — am Altare — von gedungenen Mördern niedergemacht. Der König, der die Vernichtung des ehemaligen, geliebten Freundes ausgesonnen, eingefädelt und unentwegt gefördert hat, wird bis zuletzt von schweren inneren Zerwürfnissen geplagt — und auch der Sieg seines Hasses kann ihm keine Ruhe bringen. Damit — ohne Lösung? — endet das Stück.

Vom Sinn des Spiels

Um bei den folgenden Ausführungen das Verständnis zu erleichtern, sei auf einige Tatsachen und Zusammenhänge hingewiesen.

Anouilh sagt im Vorwort des Dramas, er habe *den* Becket und *den* König geschrieben, den er „brauchte“! Es ging ihm also *nicht* um die Gestaltung *historischer Wahrheit*. Thomas Becket, der Heilige, erfährt im Drama keine der geschichtlichen Wahrheit entsprechende Darstellung und Würdigung.

Es geht dem Dichter um anderes. Natürlich zunächst um die Komposition eines lebendigen, höchst bewegten, dramatischen Spiels, das mit brillanten Einfällen, in (bis an die Grenze des Erträglichen gehenden) Grobheiten, in Sarkasmus und Kabarettismus unterhalten will. Darüber hinaus hat er natürlich noch manche anderen Absichten und Ziele, offene und versteckte, z. B. den Kampf zwischen Leidenschaft und Pflicht, Verkommenheit und Sauberkeit, Krankheit und Gesundheit u. a. m. zu schildern.

Wahrscheinlich wollte sich A. auch ein gut Stück selber darstellen, sich von eigenen Problemen und Konflikten entlasten, Ressentiments und Kränkungen abreagieren. Aber in all dem will er ja auch den Menschen der Gegenwart mit seinen Anliegen und Leiden zur Anschauung bringen. Und das meint der „Sinn des Spiels“.

Der Dichter hat klar zum Ausdruck gebracht, daß ihn die Gestalt des „rätselhaften“ Becket besonders interessierte. Sie interessierte ihn so sehr, daß er sie in den Mittelpunkt seines Dramas stellte. Nicht minder profilierte er die Gestalt des Königs und gab ihr ihren Ort. Es soll darum hier versucht werden, beide Gestalten mit ihren Problemen herauszuarbeiten und in ihren Hintergründen zu „deuten“, aus den Angaben und Beziehungen, wie sie das Spiel bietet. Dann allerdings auch, sie psychologisch zu beleuchten — und sie hineinzustellen in die Verallgemeinerung und in die Welt religiöser Beziehungen.

Zunächst zum König. Seine leidenschaftliche Zuneigung zu Becket wirkt grotesk und unbegreiflich. Die unentwegten Liebesgeständnisse sind (betont?) abstoßend und oft sogar peinlich. Die Umkehr seiner Liebe in Haß ist ebenso unverständlich wie ungeheuerlich. Mag der König ein skrupelloser, leidenschaftlicher Egoist sein, der nicht gelernt hat, zu verzichten, sich zu beherrschen, an andere zu denken und deren Rechte zu respektieren: Becket so schwärmerisch zu lieben und ihn später auf Grund sachlicher Differenzen und einer mit den Amtspflichten gegebenen Distanzierung ermorden zu lassen — das ist nicht zu begreifen.

Und doch ist eine Deutung möglich. Anouilh hat mit kundigem Griff, wie er dem großen Talent eigen ist, die Hintergründe dieser so leidenschaftlichen Persönlichkeit, den Grund, aus dem sie wuchs, zu erkennen gegeben. In öfteren Disputen des Königs mit den Frauen seiner Umgebung, genauer seiner Familie: der Königinmutter und der Königin wird sein geradezu erschreckender Frauenhaß offenkundig. Ja, es wird deutlich, worin er begründet ist: wenn der König seiner Mutter vorwirft, daß sie ihn in der frühen Kindheit nicht genährt habe, sich auch — in der späteren Kindheit — nie um ihn gekümmert habe, daß er gedarbt habe, dann spürt man, daß auf Grund dieser Versagungen und Enttäuschungen Abneigung und Haß gewachsen sein können, ja müssen. Man begreift auch, daß infolge dieser gestörten Kind-Mutter-Beziehung kein vertrauender, freundlicher Kontakt mit der Königin, der Frau, möglich wurde. Das Ressentiment, Bössartigkeit und Aggression haben in einem beträchtlichen Ausmaß Besitz ergriffen von der Seele des Kindes und des Mannes.

Der König — so wird er profiliert — hat viele, oft grausame und fast immer geschmacklose Liebesbeziehungen, neben seiner Ehe, ohne je wirklich zu lieben. Auch dieser offensichtlich hysterische Charakterzug findet in seinem Kinderschicksal hinlängliche Erklärung. Der enttäuschte Mann, an der Mutter enttäuscht, wagt nicht mehr wahrhaft zu lieben, sich gleichsam mit seiner Seele einzusetzen. Die suchtarti-

gen Abenteuer des Fleisches stellen einen — aussichtslosen — Versuch dar, die in der Kindheit vermißte Geborgenheit bei der Mutter zu erlangen.

Sehr gut einfühlbar ist sodann, daß der König auf Grund seiner Enttäuschungen an der Mutter Vertrauen nur mehr zu einem Mann fassen kann, und dieser Mann ist Becket. Es ist nicht schwierig, zu begreifen, wie sehr das Verhältnis des Königs zu seinem Freund Becket belastet ist von seinen Kindheitsproblemen, von seinen Liebesforderungen, die, wie nun deutlich, nichts mit einer Männerfreundschaft gemein haben. Der König erwartet von Becket nicht mehr und nicht weniger als die Besorgtheit und Sorge, die einer Mutter im Hinblick auf ihr Kind ansteht und die berechtigterweise ein Kind von seiner Mutter fordert und erwartet. Er will von Becket das — endlich — erhalten, was ihm als Kind vorenthalten wurde: Mutterliebe.

So wird deutlich, warum des Königs „Liebe“ zu Becket eines Tages in Haß, tödlichen und sinnlosen Haß umschlägt, ja umschlagen muß: Als ihm der „Freund“ nicht (mehr?) so vollständig und unbedingt zur Verfügung steht, wie einem Kleinkind die Mutter, ist er enttäuscht, grimmig enttäuscht, und er beginnt zu rasen. Der Psychologe möchte hinzufügen, er beginnt zu wiederholen, nämlich die Gefühle, die er als enttäuschtes Kind gehabt hat, die er aufstaute, die nun den „Freund“, die Ersatz-Mutter vernichtend treffen. Der König erlebt angesichts der Distanzierung Beckets, seiner doch an sich zu erwartenden und berechtigten sachlichen Differenzen, ängstigende Ungeborgenheit und Schutzlosigkeit — wie damals als Kind, er fühlt sich ausgestoßen, im Stich gelassen, er hat Angst, elementare Angst vor dem Alleinsein. Wir wissen aus der Psychologie, wie leicht Angst in Aggression übergeht; so furchtbar die Angst, so heftig die Aggression.

Mit den Augen der modernen Psychologie gesehen ist der König ein „infantiler“ Mensch, in seinen mitmenschlichen Beziehungen verkümmert oder beschränkt wie ein Kind, ein enttäuschtes Kind. Voll von unbewußter Problematik, unerfüllten Liebesansprüchen und Rachegeanken. Die Katastrophe, die er über Becket heraufbeschwört, erscheint aus diesem Grund besonders tragisch: sie läßt nichts von echtem männlichen Widerspruch und sachlichem Widerstreit erkennen, ähnlich lautende Gründe sind nichts als eine leere Attrappe. Die verbrecherische Manipulation des Königs kommt aus „Krankheit“ und bricht aus ihr wie das sinnlose Wüten eines Kindes hervor, urplötzlich — allerdings aus der Macht eines Königs und deshalb vernichtend. Dieses rachsüchtige Rasen hat genauso wie das exzentrische, hysterische Lieben den Charakter der Verrücktheit. Man darf wohl sagen, daß Anouilh diese Verirrung meisterhaft dargestellt hat, mit dem Instinkt des Franzosen für die Hintergründe seelischer Neigung und Abneigung, für die Geschichte und die Dynamik der Liebe. Man versteht, warum der König so handelte, ja handeln mußte.

Nun zu Becket. Er macht im Gegensatz zum König einen ruhigen und disziplinierten Eindruck. Er scheint weniger an sich selbst zu denken als sein königlicher Freund, er kann dienen, opfern, sich vergessen, selbstische Interessen hintansetzen.

Auch das wirkt erwachsen, „reif“: Sowohl bei der Ernennung zum Kanzler wie auch bei der Wahl zum Erzbischof-Primas wehrt er sich zunächst, er fühlt sich überfordert. Daß er in beiden Fällen nachgibt, sieht nicht nach Liebedienerei oder Charakterlosigkeit aus. Sowohl als Kanzler wie später als Primas versieht er mit Ernst und Entschlossenheit sein Amt. Becket — so ist sein Bild gezeichnet — übernimmt

Verantwortung und trägt sie, tapfer und mutig. In den immer schwerer werdenden inneren und äußeren Auseinandersetzungen versucht er in religiöser Verinnerlichung, im Gebet sich zu klären.

So ist Thomas Becket ein Ehrenmann, durchsichtig, respektgebietend, klar und bestimmt. Aber ist nicht mit Recht zu fragen, warum denn der Dichter seinen „Helden“ rätselhaft nennt? Etwas und sogar etwas sehr Wichtiges muß doch wohl unklar, undurchsichtig, unverständlich bleiben.

Tatsächlich ist das so. Becket spricht mehrfach von der Gründlichkeit und Gänze des Tuns. Einmal fügt er hinzu, daß solches Handeln sogar die Sinnlosigkeit einschließen könne oder müsse. Mit Recht erhebt sich hier die Frage nach dem Motiv des sittlichen Handelns, zumal Becket befähigt ist zu einem Total-Verzicht, einem Verzicht auf ein bequemes Leben, auf Genuß, Zufriedenheit und Wohlergehen, schließlich sogar auf das Leben. Anouilh beantwortet diese Frage: das Motiv Becketts ist die Ehre Gottes, die Pflicht in Seinem Dienst.

Wie merkwürdig fügt sich nun hier eine späte, allerdings zu späte Erkenntnis Becketts ein, vielleicht ist es auch nur ein zweifelndes Bedenken: „Auch das wäre eine Möglichkeit gewesen, mein Gott, die Menschen zu lieben.“ Becket scheint ein Mensch zu sein, der Großes für die Ehre Gottes tut, aber — ohne Liebe zu den Menschen. Und das wäre allerdings ein Rätsel, daß jemand niemanden liebt, nur ein Etwas, die Ehre Gottes.

Die Gestalt Becketts hat deshalb etwas Trauriges, etwas Unvollständig-Gespanntes, etwas Leeres sogar.

Ob der Dichter wohl das sagen wollte: wer fromm ist, sucht nicht sich, sondern die Ehre Gottes, wer aber die Ehre Gottes sucht, kann oder wird die Menschen nicht lieben? Becket leidet an seinem Mangel an Liebefähigkeit — ähnlich wie der König, der ja liebte in einem infantilen, uneigentlichen Sinn — er forderte Liebe. Wie verschieden sind beide Gestalten, und doch in diesem Punkt wie ähnlich.

Welche Anhaltspunkte für diese Liebeunfähigkeit bieten uns die Daten des Stückes? Aus Becketts Familiengeschichte wird folgendes deutlich: Sein Vater ist ein Emporkömmling, ein lebensstüchtiger, „strenger“, wohl auch skrupelloser Mann, der es zu Ansehen und Reichtum brachte. Für Becket, den Sohn, ist der Vater eine imponierende Gestalt. Von der Mutter Becketts hört man lediglich, daß sie Sarazenin war und den Vater aus Lebensgefahr errettete, als dieser im Sarazenenland gefangen genommen war. Thomas Becket ist — so schildert ihn der Dichter — ein reicher, gebildeter, sehr kultivierter Mann, ein Mensch, der Lebenskunst und Schliff besitzt. Nach den wenigen rückschauenden Erklärungen hat ihm die Mutterliebe gefehlt, und der Luxus vertrat deren Stelle. Vom Vater, dem erfolgreichen Mann, hat er Vorsicht, Taktik und Klugheit gelernt — aber zu lieben hat er nicht gelernt, da fehlte es. Hat man das nicht oft erlebt, daß in reichen Häusern die Wärme und Herzlichkeit fehlt, die mütterliche Sorge und Anteilnahme? So scheint es hier zu sein.

Beginnen wir nun mit einer menschlichen und religiösen Auswertung der beiden konfliktreichen Gestalten auf uns. Das Stück drängt ja dazu. Denn Anouilh schildert die Menschen unserer Zeit, in typischen Haltungen, Auffassungen und Reaktionen, in ihren Wünschen und Taten, ihren Zerwürfnissen und ihrem Scheitern.

Beim König drängt sich der Gedanke auf: wenn man in seinen Ansprüchen und

Erwartungen Kind bleibt, unerwachsen seine unreifen Forderungen stellt, dann wird man enttäuscht. Aber Enttäuschungen können schlimme Folgen haben, da auf sie Aggressionen folgen, Rachedgedanken und Rachedaten, die schlimme Verwicklungen heraufbeschwören, schließlich sogar zu selbstzerstörerischen Handlungen Anlaß geben. Für den Umgang von Mensch zu Mensch ist die Frage — religiös gesehen — wichtig, was betreibe ich unentwegt, was will ich eigentlich, worum bemühe ich mich, ehrlich gesehen und gesagt? Ist es ein kindliches Liebesstreben, ein Streben nach Getragen- und Behütetwerden, nach Gefügigkeiten, wie sie das Kind von der Mutter erwartet? Und wenn sich jemand oder die Dinge nicht gefügig, hilfsbereit zeigen, wenn sie sich sperren, spröde und distanziert ihre Eigenwelt und ihr Eigendasein betonen, wirft das den Menschen aus der Bahn, entmutigt es ihn, läßt es ihn verzweifeln? Bricht bei zu erwartenden Widerständen Angst auf, aber in einem solchen Grade, daß sie unwirklich, unvernünftig, übersteigert und übertrieben wirkt? Entsteht an Stelle einer der Wirklichkeit entsprechenden „Realangst“, die wir auch vernünftige Befürchtung nennen könnten, eine Panik? Ist das so, so ist man ja berechtigt, an frühkindliche Versagungen zu denken, die nicht recht verarbeitet wurden — wie beim König in Anouilhs Spiel.

Das „bedeutet“ es wohl, ein „persönliches Gebetsleben führen“, von den Menschen nicht zu viel und das Wenige mit Vorsicht erwarten, von Gott, von Christus jedoch alles, im Vertrauen auf ein Geführtwerden. Es geht hier um die rechte Ordnung der Gefühle — in quantitativer und qualitativer Hinsicht.

Ein Gesichtspunkt scheint in diesem Zusammenhang von besonderer Wichtigkeit: ist schon der Mensch, wo und wann immer und in welchem Maße, besonderer Obhut und Sorge bedürftig, so ist Christus nach eigenem Zeugnis als der Berufene und Sohn Gottes zugleich auch Offenbarung der mütterlichen Liebe und Freundlichkeit Gottes. Schon im Alten Bund haben die Propheten mit aller Eindringlichkeit von dem mütterlichen Zartsinn und der Fürsorglichkeit Jahwes gesprochen — ein bedeutsamer Teil alttestamentlicher Offenbarung. Erinnert sei an Stellen wie Is 66, 13: „Ich will euch trösten wie einen seine Mutter tröstet, ja, ihr sollt . . . ergötzt werden“, ferner Is 49, 15: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselben vergäße, so will ich dein nicht vergessen. Siehe in die Hand habe ich dich gezeichnet.“ Christus der Herr faßt den Vorwurf gegen die Ungläubigen, aber auch zugleich seine mütterliche Sorge um sie in die Worte: „Jerusalem . . . wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel . . .“ (Mt 23, 37). St. Paulus spricht von der „Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unseres Heilandes“ (Ti 3, 4) und in seiner Nachfolge sagt er von sich selber: „Wir sind mütterlich gewesen bei euch, gleichwie eine Amme ihre Kinder pflegt“ (Thes 2, 7).

Man darf sich fragen, ob Unselbständigkeit, kindliches Sichanklammern und Überfordern anderer ein Stigma unserer Zeit sei, ob es „früher“ anders, besser war . . . Ob die Menschen unter dem Einfluß von Unruhe und lebensgefährdenden Ereignissen, von Entbehrungen und schweren Erschütterungen den Halt, die innere Sicherheit, das gläubige Vertrauen verloren haben. Das wäre besonders schlimm im Hinblick auf die Mütter, die ihren Kindern ja Liebe und Zutrauen schenken sollen. Vielleicht ist es so. Vielleicht sind die Mütter nicht mehr stark, trotz ihres besten

Willens oder auch bei aller Liebe und aller Anstrengung, die sie auf sich nehmen. Dann wäre verständlicherweise die Folge: Unreife und Infantilismus bei den Kindern. Aber wir haben keinerlei Sicherheit bei solchen Annahmen. Ob die Menschen von heute im Vergleich zu denen vergangener, sogenannter ruhiger Zeiten wirklich weniger selbständig, und — sagen wir einmal — von geringerer Substanz sind — wer will und kann darauf eine sichere Antwort geben. Vielleicht ist es sogar umgekehrt: die Menschen von früher und ehemals wurden getragen von der „ruhigen“ Zeit, von den sicheren Wertungen sicherer Autoritäten, vom Gleichmaß und von der Regelmäßigkeit der Monate und Jahre; in dieser Geborgenheit waren sie dann Kindern ähnlich. Der Mensch der Gegenwart, der weithin äußere und innere Sicherheiten verlor (manche Menschen sagen oder konnten sagen, daß sie alles verloren haben), rafft sich, wie es scheint, entweder zu einem heroischen „Trotzdem“ auf, oder er läßt sich illusionslos von einem schlichten Pragmatismus tragen und bestimmen.

Kommen wir nun zu Becket, dem Typ des treuen Dieners, zunächst des Königs, dann Gottes. Erinnert wird man angesichts seiner unbekümmerten Sorge um Gottes Sache, um Amt und Pflicht an Worte des hl. Paulus: „Dafür halte uns jedermann: für Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse. Nun sucht man nicht mehr an den Haushaltern, denn daß sie treu erfunden werden“ (1 Kor 4, 2-3), ferner: „Ich danke unserem Herrn Christus Jesus, der mich stark gemacht und treu geachtet hat und gesetzt in das Amt“ (1 Tim 1, 12).

Als Typ stellt er den oftmals im kirchlichen Bereich vorfindbaren treuen und zuverlässigen Arbeiter dar. Was ihm fremd zu sein scheint, ist eine affektive Bindung an Gott, an Christus, die Liebe, wenigstens ist sie nie so recht spürbar, vor allem auch im Umgang mit den Menschen; der Kontakt scheint spröde, sachlich, zurückhaltend . . .

Nun ist ja die Gottes- und Nächstenliebe keineswegs zunächst und vorwiegend Gefühl, wenigstens versteht sie das Evangelium auch anders: „Darum, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel“ (Mt 7, 20-21).

Andererseits hat die Liebe, die Gottesliebe, die zur Menschenliebe wird, eine so hervorragende Bedeutung und wird z. B. vom hl. Paulus so unbedingt in die Mitte des christlichen Lebens gerückt, daß alles, auch das Größte neben ihr wie ein Nichts ist: „Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle . . . Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir nichts nütze“ (1 Kor 13, 1-3).

Ob es das Anliegen Anouilhs ist, den „Heiligen“ sachlich-spröde, wenig getragen von Emotion, desillusioniert darzustellen? Ob es so „gefühllos“ heute in der Welt und im Dienst Gottes zugeht? Und ob hinter dieser Nüchternheit der mutig ausgetragene Zweifel, vielleicht aber auch die Verzweiflung steht und lauert? Und ob er sagen will, daß es auf Gefühle gar nicht ankommt, sondern auf die Tat?

Nehmen wir die Tatsache größerer Nüchternheit, einer gewissen Gefühlsleere oder doch wenigstens Gefühlsmäßigung als heute gegeben an. Fragt sich, worin das begründet ist? Vielleicht in einem neuen Stil des Familienlebens, das offener, un-

genierter, aber auch sachlicher, kühler ist. — Da wäre gut denkbar, daß die Liebe wenig gefühlhaft, eher eine Beziehung wechselseitiger Bedürfnisse, ebensolcher Pflichten und Rechte wäre. Aber das wäre ja nicht schlimm, sofern nur der Sinn des Zueinander- und Füreinanderseins infolge des gefühlhaften Verlustes nicht ausgehöhlt würde.

Ob Anouilh, gerade davon überzeugt, Becket in *der* Weise seines Spieles gestaltet hat? Und ob das seine Frage war?

Das wäre dann, träfe es zu, auch eine Frage für uns. Stirbt das Gefühl, so tritt Entfremdung, Kühle und Distanz ein. Aber wie kann man Gefühl erwerben, wenn es fehlt oder doch in zu großem Maße verringert ist? Darauf läßt sich nicht antworten. Aber das kann man wohl sagen: wer Gefühl hat, in seiner Zuwendung, in seiner Liebe Herz und Gemüt sprechen lassen kann, der möge es hüten. Das alttestamentliche Wort, von Christus dem Herrn aufgenommen und bestätigt, weist genau in diese Richtung: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte“ (Mt 22, 37).

Noch ein Rückblick: In der Verallgemeinerung, von der wir zu Beginn sprachen (S. 176), läßt sich von zwei Typen sprechen, vielleicht häufig zu findenden Typen. Beiden fällt die Liebe, die wahre Liebe so schwer, daß sie sie nicht fertigbringen. Der eine zerfällt moralisch, weil er von Ressentiments, Angst und Aggressionen erfüllt ist, der andere versucht das Moralische, erreicht sogar Großes und fällt in bestem Willen, aber er kann nicht lieben. Bedeutsame Ursachen solcher Entwicklungen wurden hier aufgezeigt. Kann man solche Ursachen beseitigen, verhindern? Vielleicht oft, wenn sie erkannt werden, vielleicht auch nicht, obwohl sie erkannt werden, weil man die Geschichte nicht rückgängig machen kann. Sicher ist eines: der wird menschlich und auch religiös am weitesten kommen, dem schicksalhaft Liebe geschenkt wurde — oder wenn sie ihm nicht geschenkt wurde, der sich bemüht, sie andern zu schenken.

Ob Anouilh das mit seinem Stück gemeint hat? Jedenfalls hat er uns die Freiheit zu dieser Interpretation gegeben. Wenn er auf den Vorwurf, er halte sich nicht an die geschichtlichen Tatsachen, zur Antwort gibt: „Ich habe beschlossen, daß mir das gleich war. Und Ihnen?“, dann möchte ich auf die oben gestellte Frage mit den gleichen Worten antworten: „Ich habe beschlossen, daß mir das gleich war. (Mir gefällt es so.) Und Ihnen?“
